

Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 75 (1988)
Heft: 11: Debatten 1968-1988, eine Bilanz = Débats 1968-1988, un bilan = Debates 1968-1988, a summing up

Artikel: Historisch infiziert...
Autor: Bahrdt, Hans Paul / Weiss, Klaus-Dieter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-57099>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hans Paul Bahrdt im Gespräch
mit Klaus-Dieter Weiss

Historisch infiziert...

Eine ganze Generation von Architekten und Stadtplanern hat Ihre Bücher verschlungen, 1961 «Die moderne Grossstadt», 1968 «Humaner Städtebau», 1974 «Umwelterfahrung». Fühlen Sie sich angesichts der gebauten Ergebnisse Ihres Schreibens richtig verstanden?

Ich bin zwar von vielen Architekten und Städtebauern richtig verstanden worden. Einiges, von dem ich geträumt habe, ist auch immer mal realisiert worden. Aus verschiedenen Gründen, ökonomischen und politischen, ist die Stadtentwicklung insgesamt jedoch ihren Weg gegangen. Bücher und Aufsätze können daran nicht sehr viel ändern. So sind viele Hoffnungen unerfüllt geblieben. Zum Teil haben sich aber auch Probleme neu ergeben.

Können Sie Beispiele für positive Entwicklungen nennen?

Es wurde mehr Wert darauf gelegt, Fussgänger- und Fahrverkehr voneinander zu trennen. Natürlich nicht aufgrund meiner Arbeiten allein. Im Wohnungsbau hat man hier und da familiengerechter gebaut. Wobei es unmöglich ist, einzelne Gedanken von mir vor Ort wiederzufinden. Ich habe aber z.B. häufiger Neubaugebiete gesehen, die sich bei vorgegebener Verdichtung nicht stur auf Zeilenbauten beschränkten. Dort wurden Hochhäuser mit Flachbauten kombiniert, um eine möglichst grosse Grünfläche zu gewinnen. Das war eine meiner Zielvorstellungen, die allerdings auch von anderen Seiten zu hören war. Bei der Anlage neuer Zentren ist sicher manchmal daran gedacht worden, die Öffentlichkeit der Plätze und Strassen durch bestimmte bauliche Vorkehrungen zu fördern. In dieser Beziehung sind wohl auch meine Gedanken baulich umgesetzt worden. Vielleicht hat aber Jane Jacobs mit ihrem Buch «Tod und Leben grosser amerikanischer Städte» viel mehr Leser gefunden.

In neuen Aufsätzen greifen Sie mitunter auf alte Thesen zurück. 1974

schrieben Sie z.B.: «Der Städtebau der Zukunft sollte sich in einem neuen Sinn des Wortes "funktionalistisch" orientieren», in seiner sozialräumlichen Ausprägung nämlich. Vor drei Jahren erst forderten Sie, auch im Hinblick auf die Postmoderne, dazu auf, «die Modernen, und auch die Funktionalisten, besser zu verstehen, als sie sich selbst verstanden haben». Gewisse Ergebnisse Ihrer Arbeit bedürfen also doch der Wiederholung?

Ja. Bei den klassischen Funktionalisten hat es durchaus soziale Ideen gegeben. Ein Aspekt, der mir erst später bewusst wurde. Diese Ideen waren allerdings zu wenig durchdacht und bedurften einer Ergänzung. Diese Begrenztheit des sozialen Engagements hat Thilo Hilpert in seiner Doktorarbeit bei mir – «Die funktionelle Stadt», erschienen in den «Bauwelt-Fundamenten» – sehr gut herausgearbeitet. Die alten Funktionalisten haben nicht technizistisch geplant oder bewusstlos, in Abhängigkeit von der kapitalistischen Entwicklung. Ihre sozialen Reformideen waren aber gerade im Hinblick auf die Kleinstrukturen nicht weit genug getrieben: Sicherung der Privatsphäre, Ausbau der Nachbarschaftsgelegenheiten, der Öffentlichkeit von Strassen und Plätzen. ... Man darf bei dem Wort «funktionsgerecht» also nicht nur an technische Abläufe denken, verknüpft mit der Hoffnung auf eine daraus resultierende schöne Form. Dazu gehört auch die Nutzung durch den Bewohner, das Wohnen von Familien, die Begegnung auf der Strasse... Damit wende ich mich gegen die freischwebenden ästhetischen Spielereien der Postmoderne, die sich nicht auf den inneren Nutzungszusammenhang eines Hauses zurückführen lassen oder die keine Entsprechung finden im Treiben der Bewohner auf der Strasse. Das Bemühen um Funktionsgerechtigkeit, allerdings weiter begriffen als von Le Corbusier oder Hilberseimer, halte ich nach wie vor für entscheidend. Ästhetische Gestaltung entsteht daraus nicht als automatische Folge. Funktionsgerechtigkeit dient vielmehr als Herausforderung für ästhetisches Gestalten, wobei in umgekehrter Richtung die Form wieder Anforderungscharaktere mit einschliesst,

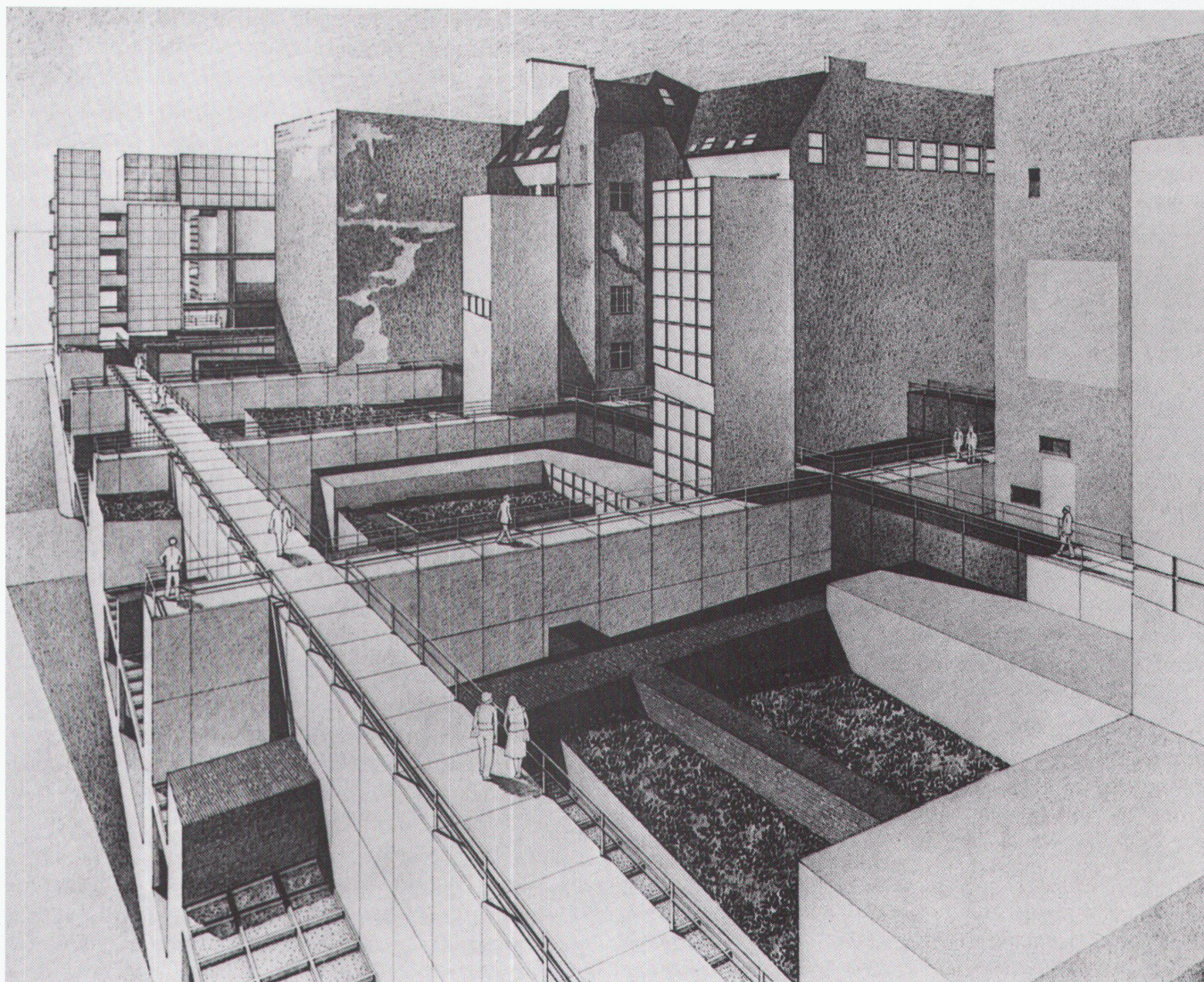
die bestimmte Verhaltensweisen nahelegen. Es gibt Plätze, die sind nicht grösser als ein Hof, aber ein Hof ist sozial etwas anderes als ein Platz. Hier können Gestaltungsmerkmale zu einem der sozialen Situation angemessenen Verhalten aufordern.

Ihr eigener Lernprozess, nach den genannten Büchern, schliesst er ein Modifizieren von darin enthaltenen Thesen aus heutiger Sicht ein?

Ja. Keine Umkehr, aber doch eine Modifikation. Die Bedeutung der Nachbarschaftszone als soziales Feld eigener Art, dem man Chancen geben soll, habe ich erst später erkannt. Ausserdem darf man inzwischen nicht mehr nur an Neubaugebiete denken, die eine Planung in jede nur denkbare Richtung erlauben. Die Erneuerung und Veränderung bereits existierender Stadtgebiete, einschliesslich ihres weitgehenden Denkmal- und Ensembleschutzes, ist heute viel wichtiger. Die damit geänderten Ausgangsbedingungen haben mich z.B. veranlasst, über den Wohnblock ganz anders, viel wohlwollender denken zu lernen. Die oft unmittelbare, im Grunde unsinnige Konfrontation der wichtigsten Wohnräume mit dem Lärm der Strasse kann durch beruhigte Areale im Inneren von freigeräumten Hofbereichen ausgeglichen werden. Ob man den geschlossenen Baublock von geringer Ausdehnung bejahen soll, der keine Luftzirkulation erlaubt, bleibt dahingestellt. Aber Blockbebauung kann richtig sein. Der störende Strassenverkehr lässt sich vielleicht gebietsweise durch Verkehrsberuhigung mindern. Eine notwendige Ergänzung meiner Bücher ist auch der Wunsch nach zu Fuss erreichbaren Nebenzentren, neben der City, nicht nur in den wirklich grossen Städten. Blosser Einkaufsecken in den einzelnen Stadtteilen, wie in Göttingen, sind zu wenig attraktiv, sie bringen keine wirkliche Entlastung.

Gegen welche Tendenzen würden Sie sich wenden, wenn Sie den «Humanen Städtebau» heute schreiben würden, zwanzig Jahre später?

Eigentlich gegen dieselben Tendenzen wie damals. Nur, mir fehlen heute Mut und Zuversicht, dagegen überhaupt



etwas erreichen zu können. Ich bin nach wie vor dagegen, dass die Städte in die Landschaft zerfließen. Zwar ist im Augenblick wegen stagnierender Bevölkerungszahlen bei uns im allgemeinen keine grosse Ausdehnung zu erwarten. Aber Einzelfälle zeigen die altbekannte Tendenz. Das sterile Einkaufszentrum auf der grünen Wiese, das keine Verbundenheit mit irgendeinem Wohngebiet besitzt, findet man auch am Rande mittlerer und kleinerer Städte. Dagegen ist wünschenswert ein echtes Nebenzentrum, das inmitten eines Wohngebietes liegt. Hier kann

sich die erstrebenswerte Multifunktionalität entwickeln. Man findet in den USA manchmal solche Einkaufszentren, die so ausgestattet sind, dass man sie nicht monofunktional nennen kann. Nur, diese Zentren liegen immer zwischen den Wohngebieten, nicht in ihrer Mitte. Die riesigen Parkplätze lassen eine urbane Einbindung kaum zu.

Waren Sie, etwa als Berater, unmittelbar an Planungsprozessen beteiligt? Zur Zeit Ihrer Bücher wurde ja sehr viel gebaut.

Vor Jahren war ich manchmal in

① Projekt IBA Berlin, Wohnblock Kochstrasse, 1984, Peter Eisenmann

der Jury von Ideenwettbewerben. Meistens hatte ich allerdings den Eindruck, dass man dann doch nicht so sehr auf mich gehört hat. Der Architekt Josef Lehmbrock in Düsseldorf, mit dem ich befreundet bin, war oft mein Gesprächspartner. Von ihm habe ich viel gelernt. Er hat auch versucht, einiges zu realisieren.

Sie haben 1979 geschrieben: «Jede visuelle Wahrnehmung ist befindlichkeits- und verhaltensrelevant.» Jede Diskussion, die die Defizite auf visuellem Gebiet zu den Quellen zurückverfolgt, endet seit Jahrzehnten beim Bodenrecht, bei der Berichterstattung der Medien und letztlich in den Schulen, die nach wie vor an den Themen Architektur und Stadtplanung vorbei unterrichten. Sind unter diesen Voraussetzungen die Beiträge von Soziologen und Psychologen, die Versuche zur Mitbestimmung der Bewohner, aber auch die Zitatensammlungen der Postmoderne nicht von vornherein zum Scheitern verurteilt? Ist es überhaupt möglich, Stadtentwicklung nachhaltig zu beeinflussen, ohne diese tiefer gelegenen Schichten anzugreifen?

Tatsache ist, dass in einer Reihe von Schulbüchern hin und wieder Textausschnitte von mir, gerade zur Stadtsoziologie, nachgedruckt worden sind. Die politische Meinungsbildung in einer parlamentarischen Demokratie hat allerdings andere Schwerpunkte, da darf man sich keine Illusionen machen. Wir haben zwar seit einiger Zeit viele Bürgerinitiativen, die sich auch mit Fragen der Stadtplanung befassen, aber ob diese Bewegungen überhaupt mit grundsätzlichen Überlegungen verbunden sind, bleibt offen. Wenn es so ist, woher beziehen sie ihre Informationen? Die Rolle der Staatsbürger unterhalb der Partei- und Verbandsebene ist in unserem politischen Leben nicht sehr gross, im kommunalen Bereich ganz besonders. Es sind immer nur Minderheiten, meist aus gebildeteren Schichten wie den Lehrern, die sich dieser Themen annehmen. Auf der Ebene der Parteien ist die Ökologie zwar Mode geworden, aber Kommunalpolitik einschliesslich der Stadtplanung ist erst in zweiter Linie ein Teil des politischen Bewusstseins. Das ist ein altes Leiden,

vielleicht im Gegensatz zu den USA, wo man traditionell mehr Sinn für eine von unten her aufgebaute Demokratie hatte. Fragen der Stadtplanung und Baupolitik sind zu wenig Teil der Bildung, auch der politischen Bildung, selbst bei den Gebildeten. Unsere bürgerliche Bildung ist traditionell sehr stark literarisch und historisch orientiert, relativ wenig umweltbezogen. In Akademikerkreisen mag man von dieser historischen Warte aus zwar auf Fragen des Denkmalschutzes inzwischen aufmerksam geworden sein, aber die Frage, was auf breiterer Ebene mit der eigenen Stadt geschieht, steht nicht so im Zentrum wie Belletristik oder auch die grosse Politik. Das Fernsehen vermittelt politische Kenntnisse über alle Ländergrenzen hinweg, aber das nahegelegene Umfeld ist nicht so sehr Gegenstand höherer Bildung, es sei denn, die Fragestellung ist historisch infiziert wie z.B. beim Denkmalschutz.

Die Tageszeitungen versuchen sich seit längerem an einer kontinuierlichen Berichterstattung über Architektur und Stadt. Die Frage ist, ob der Gelegenheitsleser nicht überfordert wird, wenn z.B. das geplante Deutsche Historische Museum in Berlin von Fachleuten überaus kontrovers in die Baugeschichte eingeordnet wird.

Vielleicht gründet sich das weitgehende Versagen der Schule in diesem Punkt sogar auf eine Vorbelastung aus früherer Zeit. Ich meine die romantische und konservative Art, wie Heimatkunde betrieben wurde. Mein Traum war oft, diese Heimatkunde zu aktualisieren, an modernen Problemen wie z.B. auch der Stadtentwicklung festzumachen. Und wenn es nur in den unteren Klassen der Schulen wäre. Aber das Problem ist alt und sitzt sehr fest. Ein Lehrer meiner Schule, ein Altphilologe sogar, hat uns Primanern 1936 in Dresden wenigstens stilistische Entwicklungen der neuen Zeit erklärt. Er führte uns vor eine klassizistische Architektur und verglich diese mit dem «Zippel-Zappel-Stil» des wilhelminischen Historismus unmittelbar daneben. Er wies uns sogar, obwohl das gar nicht sein Fach war, anhand des Neuen Rathauses auf die Vorböten eines neuen

sachlichen Stils hin. Wann ist denn so etwas an den Schulen je passiert?

Wie stehen Sie der Tendenz gegenüber, die ausufernde Stadt im Sinne einer Gemeinschaft gegen die Stadt in «dorfähnliche Substrukturen zu kompartimentieren»? Ist in diesem Sinne auch die Genossenschaftsidee und damit die Nachbarschaftsidee neu zu beleben, wie es u.a. auch einer extrem konservativen Stadtkritik lohnend scheint, bis hin zu direkteren Formen der Demokratie einschliesslich Nachbarschaftsrat und vielleicht sogar Blockwart? Ist eine derartige «Tyrannei der Intimität» wieder vorstellbar? Ergeben sich hier Verbindungslinien zu den von Ihnen vorgeschlagenen Nebenzentren? Victor Gruen sah die Bewohner seiner Teilstädte, so nannte er derartige Nebenzentren, nur ein- bis zweimal im Jahr in der City.

Wichtig ist zunächst die Grössenordnung derartiger Untereinheiten. Ein Stadtviertel kann schon sehr autark sein, bis hin zu einer eigenen Verwaltung, zu der der Bürger leichter Zugang findet. Aber das betrifft in diesem Fall zehn-, zwanzig- oder sogar dreissigtausend Einwohner. Berlin-Lichterfelde hat z.B. über hunderttausend Einwohner. Man kennt sich nicht mehr persönlich, eine soziale Kontrolle findet nicht statt. Untereinheiten von solcher Grössenordnung halte ich für diskutabel. Aber mir schwebt nicht die kleine Einheit auf Ebene des Dorfes vor. Ähnliche Experimente sind auf städtischem Boden schon früher unternommen worden, aber letztlich gescheitert, wie es z.B. Klages für das Hamburg der 20er Jahre geschildert hat. Selbst die Schule als Kristallisationsfeld für Bürgerwillen geht über die Grösse des Dorfes hinaus. Das Vereinsleben z.B. lässt sich nicht innerhalb von Stadtteilgrenzen isolieren, vom kulturellen Angebot gar nicht zu reden. Auf der anderen Seite können sich in kleineren Wohngebieten, gefördert durch eine bestimmte Gestaltung, zwanglos Nachbarschaftsbeziehungen ausbilden, die vielleicht bei einem gemeinsamen Anliegen eine zeitlich begrenzte Aktionsgruppe entstehen lassen und natürlich einer gewissen sozialen Kontrolle unterliegen. Das bedeutet aber

keine organisierte Nachbarschaftsgruppe im Sinne der alten Nachbarschaftsbewegung oder sogar im Sinne von Gottfried Feder, die nach meiner Ansicht jedem städtischen Sozialleben widerspricht.

Welchen Stellenwert geben Sie dem «public design», mit dem heute die Städte in Richtung einer historisierenden Ästhetisierung touristenfreundlich «aufgemöbelt» werden? Kann diese Inszenierung: Fachwerkkulissen, Schinkel-Laternen, Stolperpflaster..., einen Beitrag liefern zur Urbanität der Stadt? Fördert dieses Bemühen um Milieu die Identität des einzelnen? Helfen die überall neu entstehenden Museen, die geschäftigen Passagen oder die befreienden Kulturtage? Gibt es heute eine «kommunikative Öffentlichkeit», einen «öffentlichen Raum», nachdem die individuelle bauliche Einordnung in diesen Raum nur noch vorgaukelt werden kann?

Da liegt ja schon Polemik in der Luft. Natürlich muss man schmunzeln über die Versuche jeder kleinen Stadt, historisch Fuss zu fassen. Aber die positiven Tendenzen soll man nicht verkennen. Es bestätigen sich hier im Grunde die historischen Vorlieben, die eben schon zur Sprache kamen. In einer sehr wohlhabenden Gesellschaft, die immer über ihre Modernität klagt, will man natürlich sichtbar machen, was von der Vergangenheit noch da ist. Dass ferner Städte, die um ihren ökonomischen Ruf besorgt sind, ungeheuer viele Kongresse und Veranstaltungen vom Zaun brechen, sogar zu Fragen der Stadtgestaltung, ist ebenfalls verständlich. Wir sind in Deutschland in einer komischen Mittellage. Der historische Baubestand von Italien ist so gross, dass man sich beim besten Willen nicht so viel Mühe damit machen kann wie bei uns. In amerikanischen Städten ist es oft nur ein einziges Gebäude, das nicht aus dem 20. Jahrhundert stammt. Insofern läuft es bei uns zurzeit, wohl mit Recht, darauf hinaus, dass man die meisten alten Bauten erhalten kann und deshalb auch erhält.

Das Erhalten alter Bausubstanz ist ja nachzuvollziehen. Aber oft wird nicht das Alte erhalten, sondern nachempfunden. Wenn im Zentrum eine Strassenla-

terne fehlt, wird keine «moderne» aus dem laufenden Programm installiert, sondern es wird eine nachgepresst aus Schinkels Zeiten.

Das widerspricht auch meinem Stilempfinden. Ich bin dazu erzogen worden, Imitationen abzulehnen. Das spricht auch wieder gegen viele postmoderne Nachbildungen. Wenn Proportion und Material stimmen, kann das Moderne durchaus neben dem Alten stehen, auch dafür gibt es Beispiele.

Der Erfolg spricht für die Imitation. Die Leute auf der Strasse finden es prima und verwechseln sehr schnell Original und Fälschung, wenn der Schwindel überhaupt bemerkt wird. Diese Eichenbalkenromantik, auch von der Gastronomie sehr gepflegt, kommt beim Publikum an. Es zeigt sich wieder der Teufelskreis, eben schon angerissen, der bei der Schule einsetzt, und der Diskussions- und Urteilsfähigkeit innerhalb dieser Thematik.

Meine Eltern hatten vor dem Ersten Weltkrieg eine gemässigt avantgardistische Phase. Bei uns zuhause wohnte man in den geerbten Biedermeier- und Empire-Möbeln, nicht in wilhelminischen Renaissance-Kopien. Dazu traten jedoch einige modernere Möbel aus der Zeit unmittelbar nach dem Jugendstil, also aus den Deutschen Werkstätten Dresden-Hellerau. Unser Esszimmer war immerhin ein Entwurf von Bruno Paul. Die Zeiten der Stilimitation dazwischen wurden schlicht verachtet. Das hat sich mir eingeprägt. Heute sehe ich das wilhelminische Buffet, schwarze Eiche geritzt, allerdings von vielen ebenso geachtet wie wir unsere Biedermeier-Möbel schätzen, die nach wie vor existieren. Ich glaube aber, dass mit ästhetischen Argumenten festgestellt werden kann, dieser schlichte Biedermeier-Stuhl oder auch dieses Möbelstück im Bauhaus-Stil, die sind ästhetisch gut und dieses Eiche-Buffet ist hässlich. Neue Sachlichkeit und ihre Vorläufer sind schön, Jugendstil ist manchmal interessant, wenn auch nicht ganz mein Geschmack.

Um von reinen Geschmacksfragen einmal abzusehen, steht beim «Aufmöbeln» unserer Städte, ob im Fachwerk-

Look oder mit Museumseuphorie, nicht die formale Kulisse zu sehr im Vordergrund, von der man mit Blick auf die Vergangenheit glaubt, sie würde den Rest schon bewirken? Weniger die funktionale Idee der kommunikativen Öffentlichkeit oder des öffentlichen Raumes?

Das ist sicher richtig. Mir liegt ein funktionaler Ansatz, der die Nutzung durch die Bewohner und ihre Wahrnehmungsassoziationen mit einschliesst, auch am Herzen. Wobei ein Konflikt immer dann entsteht, wenn ältere Bausubstanz aktuellen Nutzungswünschen nicht gewachsen ist. Das ist z.B. bei Wohnhäusern aus der Zeit vor der industriellen Revolution der Fall, die sich heute im Grunde oft nur für Ein-Personen-Haushalte eignen. Es muss nicht immer die historische Apotheke sein oder das historische Museum. Studenten sind z.B. in ihren Nutzungsansprüchen sehr flexibel, legen aber grossen Wert auf möglichst zentrale, städtische Wohnlagen.

Sie sehen Öffentlichkeit und Urbanität vor allem durch den Strassenverkehr bedroht. Ein Gegenbeispiel ist Paris, das fast ganz ohne Fussgängerparadiese auskommt. Trotzdem lässt es sich dort trefflich flanieren. Sollte man nicht gerade im Sinne einer Funktionsverflechtung den Strassenverkehr nicht ganz verbannen?

Paris besitzt sehr weit angelegte Avenuen aus dem 19. Jahrhundert, mit grosszügigen Fusswegen am Rande der Fahrstrassen. Dennoch halte ich die innerhalb der Stadtzentren geschaffenen Fussgängerzonen überwiegend für gut und richtig. Es fällt schwer, sich eine Strasse vorzustellen, auf der man flanieren kann, auf der aber gleichzeitig Autoverkehr zugelassen wird. Der Kurfürstendamm in Berlin ist zwar ein Beispiel. Dort kann man auch heute noch flanieren, trotzdem war diese Strasse früher, bei geringerem Fahrverkehr, sicher attraktiver.

Die zunehmende Freizeit bereitet Ihnen keine Sorge. Sie erklären z.B. das Fernbleiben der Arbeiterschaft von Bildungs- und Kulturangeboten, etwa der Volkshochschulen, damit, dass die Ange-

hörigen dieser Berufsgruppe auch neben ihrer Tagesarbeit «ziemlich beschäftigt» sind. Widerspricht das nicht den Untersuchungen zum Publikum der Videotheken und Spielhallen?

Meine Äusserung dazu steht im Widerspruch zu einer ganzen Reihe von Kollegen, die sich furchtbar die Haare raufen über ein Zuviel an Freizeit, und versuchen, diese Leere zu füllen. Nach meinen Kenntnissen über das Leben in den unteren Schichten muss man diese Sorge nicht teilen. Der Garten, die Schwarzarbeit, Nachbarschaftshilfe, engere Familienbeziehungen füllen einen grossen Teil der sogenannten Freizeit. Jugendliche in einem prekären Alter haben immer auf der Strasse herumgestanden und auch Dummheiten begangen. Die Sorge um die Freizeit der anderen, wer schreibt denn darüber? Das sind irgendwelche Leute, die sich als Gebildete verstehen und selbst mit ihrer Zeit meist schon genug anzufangen wissen, aber sich darüber beklagen, dass die einfachen Leute das alles nicht richtig machen. Dann ärgern sie sich, dass die Leute nur noch 40 Stunden in der Fabrik arbeiten müssen, nicht mehr 48. Das finde ich schon ein bisschen albern.

Sie sprechen in einem Ihrer letzten Aufsätze von «epochal übergreifenden ästhetischen Werturteilen», die angesichts eines permanenten Stilwandels nicht zuletzt der Postmoderne eine Art Leitlinie abgeben.

Das erinnert mich an eine Auseinandersetzung mit einer Denkmalschützerin, die mich etwas höhnisch fragte, worauf ich denn meine Bewertungen so sicher gründete. Ich hatte ihr erzählt, dass in einer der Wohnungen meiner Eltern die Innenräume vom Baulichen her durch wilhelminischen Kitsch verunstaltet waren. Die schon erwähnten Esszimmermöbel von Bruno Paul waren einfach besser, und das passte nicht zusammen. Sie fragte mich, woher ich denn wüsste, dass die Möbel besser seien als die Fenster mit Butzenscheiben. Jeder, der sich für ästhetische Fragen interessiert, muss auch Werturteile fällen. Und gerade der Denkmalschutz kommt um diese Entscheidungen gar nicht herum. An einem alten

Gebäude haben meist mehrere Stilepochen mitgewirkt, und die lassen sich nicht alle gleichzeitig und nebeneinander vorführen oder ergänzen. Das erfordert sehr präzise Werturteile, die – natürlich aus der Sicht der Gegenwart – das Erhaltenswerte bestimmen und eingrenzen. Ästhetische Bildung muss Urteile zustande bringen, die überepochal sind.

Im gleichen Aufsatz schreiben Sie: «Bauen ist etwas anderes als Erzählen.» Die Postmoderne pocht jedoch immer wieder gerade auf dieses fiktive Element. Diese ironischen und witzigen Zitate sind Ihnen, gemessen an der technischen Dauerhaftigkeit der Architektur, zu festgelegt. Sie bergen über die Jahre, Witz an Witz gereiht, das Risiko der Langeweile und Verflachung. War das nicht auch das Problem der klassischen Moderne? Als sie nicht mehr vom Kontrast leben konnte, verkam sie zum Vulgärfunktionalismus.

Vielleicht sind es nur Einzelheiten, etwa bei der Fassadengestaltung, die mich stören. Ein Zitat als Anklang an etwas anderes, das nur noch verbal zu verstehen ist, gehört meines Erachtens in die Sphäre der verbalen Äusserung, die immer ihren Fluss hat, einen Anfang und ein Ende. Es gibt doch nichts Schrecklicheres als Leute, die einen Witz nach dem anderen erzählen. Noch schlimmer ist es, wenn sie immer wieder denselben erzählen. Beim Bauen kommt es darauf an, dass man eingebettet in irgendwelche Verhaltensweisen etwas genießt, das dauerhaft beiläufig den Wahrnehmungshorizont bestimmt. Wenn der Architekt jetzt auf den Gedanken kommt, hier etwas Ironisches, einen Anklang anzubieten, dann bedeutet das einen Sprung in eine andere Art der Rezeption. Natürlich hat man auch in früheren ruhmreichen Perioden der Architektur bewusst zitiert. So fügte man oft antike Motive als Zitat in Renaissance- oder Barockbauten ein. Vielleicht darf man da nicht zu puristisch sein. Rational ist das schwer bis ins letzte zu klären.

Gibt es entscheidende Qualitäten, die die grosse Masse der Etagenwohnungen heute auszeichnet vor ihren Vorläufern hundert Jahre früher?

Vor allem in den Wohnungen für

untere und mittlere Schichten hat sich die Ausstattung verbessert. Dann wird es schon schwieriger, Unterschiede auszumachen. Wenn man 100 Jahre zurückdenkt, an das Jahr 1888, dann gibt es ja bereits die abgeschlossene Etagenwohnung, manchmal zwar mit dem WC auf halber Treppe, aber im grossen und ganzen autark. Diese Abgeschlossenheit des Familienlebens war zu ihrer Zeit eine Errungenschaft. Der exakte historische Vergleich hat aber auch die Belegungsdichten zu berücksichtigen. Die heute so beliebten Wohnungen des 19. Jahrhunderts waren natürlich viel stärker belegt. Aber die Wohneinheit an sich, als gebaute Struktur, ist die alte geblieben.

Sie haben sich sehr um die sozialen und räumlichen Abhängigkeiten zwischen Privatheit und Öffentlichkeit bemüht. Unter anderem forderten Sie für die Wohnung ein Glacis, eine nachbarliche Übergangszone, in dem diese höchst verschiedenen Verhaltensräume nicht unvermittelt aufeinanderprallen. Das un-mittelbare Glacis der Etagenwohnung ist immer noch das Treppenhaus. Ist dieser Raum nicht diffus genug, um möglichst auf ihn zu verzichten und wenigstens die unteren Geschossanlagen unmittelbar aus dem öffentlichen Strassenraum zu erschliessen?

Für das Reihenhäuser spricht sehr vieles. Aber im Wohnungsbau stellt sich doch die Frage: Welche Wohnungsgrößen sind erforderlich, und wieviele Treppen soll die Hausfrau steigen? Eine Treppe innerhalb der eigenen Wohnung werden die meisten nur akzeptieren, wenn sie wirklich im eigenen Haus wohnen. Schon Maisonette-Wohnungen scheinen mir hinsichtlich der Hausarbeit fragwürdig zu sein. Das gemeinsame und unpersönliche Treppenhaus ist sicher kein idealer Raum, in den meisten Fällen sogar unerfreulich. Man kann ein paar Worte wechseln, mehr nicht. Es stellt die Distanz unter den Bewohnern her, die im schlimmsten Fall nötig ist. Vielleicht hilft es, wenn man Bilder aufhängt. Das hängt von der geistigen Lebendigkeit der jeweiligen Bewohner ab. Aber sind individuellere Formen der Erschliessung im Wohnungsbau nicht viel zu unökonomisch?

Das Treppenhaus wird gerne als «halböffentlich» eingestuft. Können Sie mit dem Begriff etwas anfangen?

Nicht sehr viel. Das «halböffentliche Grün» ist ein ähnliches Wortungstüm. Das Treppenhaus gehört zu der Zone, in der sich hoffentlich, wenn die Leute lange genug dort wohnen, nachbarliche Beziehungen ausbilden. Wenn ich an meine Wohnung denke, ist der Kinderspielplatz in dieser Beziehung noch wichtiger. Ebenso der Weg, der zur Haustür hinführt, der Garagenhof... Da bilden sich nachbarliche Beziehungen aus. Das Treppenhaus ist tatsächlich in seiner Verhaltensrelevanz sehr unentschieden. Gerade das Erdgeschoss könnte davon befreit werden. Aber das langweilige Treppenhaus wird sich, wenn überhaupt, nur mit immensem technischem und ökonomischem Aufwand ganz umgehen lassen.

Wäre ein Fortschritt im Wohnungsbau nicht dadurch denkbar, in ihrer sozialräumlichen Ausprägung variierte Wohnungsgrenzen anzubieten, in Annäherung an das Einfamilienhaus? Für die unteren Geschosslagen private Gärten und individuelle Zugänge. Darüber Wohnungen, die sich stärker an der Hausgemeinschaft orientieren, mit einem Treppen- und Begegnungsraum, der über die feuerpolizeiliche Mindestausstattung hinausgeht.

Eine denkbare Möglichkeit. Man muss natürlich die Leute finden, die sich in dieses Angebot einordnen, und die das auch bezahlen wollen. Ich weiss nicht, wie da der Bedarf ist. Es hat ja schon Versuche gegeben, für Etagenwohnungen Gemeinschaftsräume anzubieten, für Kinder, für gemeinsames Feiern... Solche Varianten wären mir schon sehr lieb, vor allem in Hochhäusern. Dort ist die Anonymität, auch auf der einzelnen Etage, ja besonders gross. Das halte ich für diskutabel. Das Problem löst sich am leichtesten, wenn das Haus an einem Hang steht. Dann betritt man die oberen Geschosse ebenerdig von der anderen Seite.

Sie haben einmal geschrieben, der gesunde Menschenverstand, ein unentbehrliches Mittel der Alltagsorientierung, habe den Nachteil, dass er nicht

fähig ist zu beurteilen, wie gesund er ist. Das heisst, ob er durch Ideologien, Moden, traumatische Erlebnisse oder übermässigen Aktualitätsdruck deformiert ist. Wie sehen Sie in diesem Zusammenhang die Arbeitsweise und die Ausbildung des Architekten und Stadtplaners? Sehen Sie hier einen wirklichkeitsverfälschenden Reduktionismus, eine Scheu vor wissenschaftlicher Kritik oder ein Schwelgen in einer nahezu systemimmanenten Originalitätskonkurrenz?

Das Risiko ist da. Die Originalitätskonkurrenz bestimmt aber das ganze akademische Berufsfeld, auch die Wissenschaft. Wer sich profilieren will, muss Neuigkeiten anbieten, nach dem Motto: Hoppla, jetzt komme ich. Gerade innerhalb der Postmoderne kann das zu einem enormen Spieltrieb führen. Ein Architekt sollte lernen, gute Lösungen nicht zu verschmähnen, auch wenn sie nicht originell sind.

Hat es Sie nie gereizt, an einer Architekturfakultät zu lehren?

Reizvoll wäre das schon gewesen. In meiner Zeit an der Universität Hannover waren die Beziehungen zur Baukultur recht eng. Das war sehr fruchtbar.

Wie sind Sie überhaupt zur Architektur gekommen? Hat das etwas mit Ihrem Elternhaus zu tun, das Sie schon erwählten?

In meiner Familie gibt es keine Architekten. Aber die Geschmackserziehung dort hat schon eine gewisse Rolle gespielt. Als Student habe ich dann bei einer Wohnungswunschbefragung an der Sozialforschungsstelle in Dortmund mitgearbeitet. Da setzte das Interesse für Wohnungsbau ein, mehr in Form eines Hobbys auch für Architektur. Mit der Bekanntschaft zu einzelnen Architekten weitete sich dieses Interesse in Richtung Stadtsoziologie und Städtebau aus.

Sie werden am 3. Dezember 70 Jahre alt. Trotzdem führen wir dieses Gespräch in Ihrem Arbeitsraum an der Universität Göttingen. Welche Themen bearbeiten Sie heute, welche schweben Ihnen noch vor?

Vor mir liegt die Mitarbeit an der mehrbändigen Geschichte Göttingens, zum Thema Stadtentwicklung und Stadt-

politik nach der Währungsreform. Mich interessiert ferner nach wie vor die Rolle der Intellektuellen und ähnlich gearteter Gruppen in der Gesellschaft, Expertentum und Politik... Aber auch die Einordnung ästhetischer Probleme aus soziologischer Sicht, die Verbindungslinien zwischen ästhetischer Wahrnehmung und sozialem Verhalten. Einem Bauwerk oder gar einem Bauensemble wird man nicht dadurch gerecht, dass man es ansieht wie ein Bild im Museum. Auch die ästhetische Verarbeitung von Eindrücken der baulichen Welt ist meistens eingebettet in alltägliche Verhaltensweisen. Aber auch solche alltäglichen Verhaltensweisen, in denen wir gar nichts Ästhetisches vermuten, beinhalten schon rein zur Orientierung gewisse Arten der Anschauung, die sehr viel mit den thematisch-ästhetischen Akten zu tun haben. Das möchte ich noch vertiefen.

Haben Sie eine Vorliebe für eine bestimmte Architektur?

Ich habe eine Schwäche für Bürgerplätze, wie sie vielfach im Mittelalter und in der frühen Neuzeit entstanden sind, im Unterschied zu sogenannten Architekturplätzen, wie man sie im Barock und im Klassizismus anlegte. Da habe ich viel von Camillo Sitte gelernt. Solche Bürgerplätze sind nicht durchgeplant, sie sind aber auch nicht bewusstlos entstanden. Deren Vielfalt hat mich immer interessiert. Das lässt sich auch in modernen Formen erreichen. Wenn ich an die alten Scharoun-Pläne für das Berliner Kulturforum denke, da steckt etwas von dieser Idee drin...